

„... ob der liebe Gott bestimmt allmächtig ist?“
U

Ein neuer biblischer Blick auf Christine Lavant

Die immer noch zu wenig bekannte österreichische Dichterin Christine Lavant (1915–1973) gehört zu den wenigen großen christlichen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts¹. Doch wie verstörend sind ihre von Bibel und Kirchenlied, ländlich-katholischem Christen- und naturmagischem Volksglauben durchtränkten Verse, die abseits jeglicher literarischer Strömungen und der breiten Leseöffentlichkeit im östlichsten Kärnten entstanden! Körperliche Schmerzen, materielle Not und die Erfahrung der Brüchigkeit überkommener Religion sind der Grundstoff ihrer metaphorisch verschlüsselten Poesie.

Du mit, für mich, verriegeltem Mund,
du mit, für mich, vernagelten Ohren
und ich gewiß nur dafür geboren,
zeitlebens davor zu stehen
... so gottverloren
vor deinen vernagelten Ohren,
vor deinem verriegelten Mund. (Pf 57²)

Trotz des Rückgriffs auf expressionistische und surrealistische Verfahrensweisen ist sie mit ihrer unkonventionellen Bildersprache ein Sonderfall in der deutschsprachigen Lyrik geblieben. Dabei erfuhr Christine Lavant in den 50er und 60er Jahren eine öffentliche Wertschätzung wie nur Ingeborg Bachmann: Zweimal, 1954 und 1964, wurde sie mit dem Trakl-Preis, 1970, drei Jahre vor ihrem Tod, mit dem Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet.

Zwischen geistlicher Dichtung und moderner Lyrik

An zentraler Stelle ihres dunkel-befremdenden lyrischen Œuvres steht die rebellische Auseinandersetzung mit Gott, den sie verflucht und heftig ersehnt in einem. Aus einer existentiellen Gottesverfinsterung heraus verfaßte Christine Lavant poetische Gebete, die in ihrer Ambivalenz zwischen Hinwendung und Ablehnung an die Klagepsalmen der Hebräischen Bibel erinnern³. Beständig schwanken sie zwischen Aufruhr und Unterwerfung, Gottesklage und Selbstanklage hin und her. Ja,

auf dem Hintergrund tief erlebter menschlicher Heillosigkeit artikuliert sich in ihren zwischen geistlicher Dichtung und moderner Lyrik oszillierenden Gebetsgedichten ein Bewußtsein, das der altvertrauten Gottesrede wie dem überkommenen Weltbild religiöser Geborgenheit das ungebrochene Einverständnis aufgekündigt hat:

Du hast meine einfachen Wege durchkreuzt
und mich am Kreuzweg allein gelassen
in einer unmenschlichen Landschaft.
Fröstelnd redet mein Schatten mir zu
von der Fundkraft deines hochheiligen Namens,
der jede Richtung zum Ziele führt,
und vom treuen Gang der Gestirne.
Aber du wirst meinen Schatten verzehren,
die Gestirne verlöschen und deinen Namen
aus meinem Blut und Gedächtnis tilgen,
um mich ganz zu verwirren.
Wem hast du meinen Engel geschenkt,
die Zuflucht meines entsetzten Herzens
und den Trost meiner Augen?
Du hast meine einfachen Wege durchkreuzt.
Ich werde mich niemals wieder bekreuzen,
so bitter schmerzt mich dies Zeichen. (B 101)

Aus der Diskrepanz zwischen der bitter bedrängenden Leidensrealität und der zithaft erinnerten Heilszusage Gottes ziehen denn auch einige der ausdrucksstärksten Lavant-Gedichte ihre Wirkung⁴. In „Du hast meine einfachen Wege durchkreuzt“ kommt dem Symbol des Kreuzes nicht von ungefähr zentrale Bedeutung zu. Zu Beginn des Gedichts wird damit das schmerzgepeinigte Leben des sprechenden Ichs als eine Summe sinnloser, von anderen Menschen isolierender, unbegreiflicher Leiderfahrungen verdichtet. Den glaubenden Zusammenhang von Kreuz und Heil, die traditionell mit dem Kreuz Christi verbundene biblische Erlösungsperspektive kann es zwar noch benennen, aber individuell nicht mehr bewahrheiten. Stattdessen besteht es auf der Unerlöstheit seines Daseins und wendet sich im Schlußsatz unmißverständlich von der gerade für katholische Frömmigkeit zentralen Gebärde christlicher Glaubenshaltung, dem Kreuzzeichen, ab.

Ausdrücklich greift dabei das Selbstgespräch mit dem eigenen Schatten, den man als die das Ich prägende religiöse Erfahrungstradition verstehen kann, die biblische Vorstellung von der Allmacht Gottes und seiner umfassenden Sorge um den Menschen auf. Während jedoch die Bibel mit der Nennung des Gottesnamens Gottes Geschichtsmächtigkeit verbindet – die Überzeugung, daß er gegenwärtig ist, wenn Menschen in Not sind, und als Garant der kosmischen Ordnung dem Leben Richtung und Ziel gibt –, vermag das lyrische Ich nur mehr klagend-anklagend Gott das

abgründige Rätsel seiner Schöpfungs~~un~~ordnung in die Ohren zu schreien. Die in den Versatzstücken biblisch-kirchlicher Tradition aufbewahrten Heilszusagen werden folglich nur noch zitiert, um sie in Form einer radikal ichbezogenen Rede von und mit Gott zu problematisieren, ja, aus der Diskrepanz zwischen damaliger Verheißung und heilloser Gegenwartsverzweiflung die Gegentheologie eines destruktiven Gottes zu entwickeln! So gelingt dem lyrischen Ich gerade in der Umformung biblischer Überlieferung die authentische Artikulation dessen, was es existentiell bedrängt, in der kirchlichen Frömmigkeit aber kreuzes- und leidensspirituell zum Verstummen gebracht zu werden droht. Indem dieser lyrische Text das Leiden des Ich, ganz auf der Linie biblischer Klagepsalmen, auf das Unheilshandeln Gottes zurückführt, tritt uns eine religiöse Haltung entgegen, die noch in der selbstbewußten Auflehnung gegen Gott auf ihn bezogen bleibt.

Auf der Nachtseite des Lebens wie der Literatur

„Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben“, bekannte Christine Lavant. Ihre in schlaflosen Nächten dem kranken Körper und dem gequälten Geist abgerungenen Gedichte hätte sie gern gegen das eingetauscht, was sie für ein normales Leben hielt: „Wäre ich gesund und hätte 6 Kinder, um für sie arbeiten zu können: das ist Leben!“ (Kwm 234). Nacht und Traum sind denn auch die bevorzugten Zeit- und Erlebnisräume ihrer Lyrik, die sie unter dem Namen ihres Kärntner Heimattals pseudonym veröffentlichte, um unerkannt zu bleiben und doch bekannt zu werden⁵: „Ihre Gedichte sind Nachtgedichte, ihre Geschichten Nachtgeschichten, und vielen, die Christine Lavant lesen, scheint es, als seien sie überhaupt auf die Nachtseite der Literatur geraten.“⁶ Ein frühes, noch vor 1945 entstandenes Gedicht aus dem Nachlaß – wie wichtig es Christine Lavant war, zeigt sich daran, daß sie es mehrfach verschickte – vermittelt einen beängstigenden Einblick in die Welt ihrer Herkunft:

Eine bräunliche Nacht, die das Zimmer behält,
weil die Mutter die Lampe so tief abgedreht,
daß nur die Spur eines Lichts auf die Arbeit ihr fällt
und ringsum das Atmen der Schwestern –,
und ein Nachklang vom endlosen Abendgebet,
und alles Schwere von gestern ...

... Ob der heilige Josef wohl helfen kann,
daß die Schwester den Posten wird kriegen?
Und das mit der Stube – damit nimmer dann
der Bruder im Keller muß liegen ...
Ob der liebe Gott bestimmt allmächtig ist
und ob er am Ende nicht doch noch vergißt,
daß die Mutter kein Geld für die Milch hat? ...

Ich will auch nicht weinen, wenn morgen beim Bad
die Wunden wieder so brennen
und wenn meine Augen geschwollen sind
und wenn sie mich schimpfen: „Die Kröte ist blind!“ –
die anderen Kinder und rennen.
Auch sollen sie nicht, – wie ich gestern gesagt –,
dafür in die Hölle dann kommen ...
wenn bloß unsre Mutter nicht mehr so verzagt
und wenn wir die Stube bekommen!

... und mein Herz ist so klein
es darf niemand hinein
als du mein liebes Jesulein
Amen!⁷

Als neuntes Kind eines Bergarbeiters und einer Flickschneiderin 1915 in Groß-Edling bei St. Stefan geboren, wächst Christl Thonhauser in ärmlichsten Verhältnissen auf; infolge der frühen Invalidität des Vaters bringt die Mutter die Kinder mit Nöhen durch. Bereits für die Vierjährige beginnen sich die Leiden und Krankheiten armer Proletarierkinder einzustellen: Skrofeln und als Folge davon entstellende Narben am Hals, ein chronisches Augenleiden, das sie fast erblinden ließ, Mittelohreiterungen, eine schwere Lungentuberkulose. Lähmende Schwäche- und Schmerzzustände quälen sie ihr Leben lang, begleitet von schweren Depressionen und psychischen Krisen. Nachdem sie die Volksschule krankheitshalber vorzeitig verlassen muß, beschäftigt sie sich mit Schreiben und Lesen und trägt vornehmlich durch Strickarbeiten zum Lebensunterhalt ihrer Familie bei. Neben der Bibel als wichtigstem, ihr Denken und Schreiben prägenden Geisteswerk lernt sie schon früh theosophische und buddhistische Schriften kennen, ebenso Werke der Weltliteratur wie Cervantes, Dostojewskij, Hölderlin und Hesse. Später liest sie die christlichen Mystiker, vor allem Meister Eckhart und Jakob Böhme, religiös-esoterische Werke wie das Tibetanische Totenbuch, Yoga-Literatur oder die Bhagavadgita. Als ein Grazer Verleger die Veröffentlichung eines Romanmanuskripts von ihr ablehnt, vernichtet die 18jährige alles, was sie bis dahin geschrieben hat und unternimmt ihren ersten Selbstmordversuch. Im Jahr darauf, 1933, geht sie freiwillig in die Klagenfurter „Landes-Irrenanstalt“; vom Euthanasieprogramm der Nazis noch verschont, wird sie nach sechs Wochen wieder entlassen. Die Furcht, geisteskrank zu sein, wird sie lebenslang quälen.

Nach dem Tod der Eltern heiratet sie 1939, gegen den Protest der Geschwister, die sie in die Psychiatrie einweisen lassen, den mittellosen, 30 Jahre älteren, geschiedenen Landschaftsmaler Josef Habernig. Im Dorf wird die eigenbrötlerische Nachdichterin deswegen noch zusätzlich angefeindet und ihr nahegelegt, nicht mehr in die Kirche zu gehen. 1945, mit 30 Jahren, entdeckt sie Rilke und Trakl; beider Gedichte beeindruckten sie nachhaltig, geben ihr wieder Sprache, lösen den Durchbruch der eigenen lyrischen Begabung aus.

Als Teil ihres autobiographischen Prosawerks – Geschichten von Armen, Außenseitern, Einsamen und Schlechtweggekommenen, die im Unterschied zu ihren Gedichten weniger Beachtung fanden, aber einen luziden Einblick in ihre Kindheit und Jugend, ihr Herkunfts- und Lebensmilieu vermitteln – sind kürzlich aus dem Nachlaß die 1946 verfaßten „Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus“ wieder aufgetaucht. Ihr Verleger war seinerzeit begeistert davon, nur wollte er absolut einen „frommen Schluß“ dazu haben. Der aber war Christine Lavant, die sich zeitlebens einer tröstlichen Dichtung verweigerte, unmöglich: „Ich wäre froh, könnte ich das Ganze in seinem Sinne beenden“, hält sie Anfang der 50er Jahre fest. Dazu aber müsse man „irgendwie so von der Gnade getroffen werden, daß man in der innersten Substanz verändert wäre zum Guten hin“. Sie jedoch lebe „wie im Fegefeuer von Verzweiflung zur Hoffnung und immer wieder zur Verzweiflung zurück“ (AI 127). Wenn es denn so etwas wie eine religiöse Grundspur gibt im literarischen Œuvre Christine Lavants, dann ist es in der Tat die „Absage an die Religion als gottwohlgefällige Trösterin“, wie Werner Ross treffend herausstellte. Der Grundgedanke, den er mit Blick auf die „Kärntner Bäuerin“ als „das tiefste Leidensgeheimnis religiöser Erfahrung“ bezeichnete, ist „in der Religion *keinen* Trost zu finden, keinen Engel, der prompt antwortet, kein Tröstchen aus der himmlischen Apotheke“⁸.

Ein Rosenkranz der Gottesflüche?

Thomas Bernhard, der 1987, gut 30 Jahre nach seiner Begegnung mit Christine Lavant, eine persönliche Auswahl ihrer Gedichte herausgab, sah in ihnen „das elementare Zeugnis eines von allen *guten Geistern* mißbrauchten Menschen als große Dichtung“. Wie nah sie den psalmartigen Verzweiflungsgebeten seiner eigenen lyrischen Anfänge stehen, belegt die beigegefügte „Notiz“, in der Bernhard die 16 Jahre Ältere als Dichterin rühmt, „die in ihrer Existenz durch sich selbst gepeinigt und in ihrem christlich-katholischen Glauben zerstört und verraten war“⁹.

Nicht untypisch für die christliche Rezeption der Dichterin nannte Ludwig Ficker manche ihrer Gedichte „Lästergebete“, die „den Anschein von Verrücktheit“ erwecken. In bezeichnender Verkehrung des „zornigen Brunnens“ der Lavant – „Im zornigen Brunnen“ lautet die Überschrift des mittleren Teils der „Bettlerschale“ (1956), eines der berühmtesten Gedichtbücher des Jahrzehnts¹⁰ – sprach er von einem „Brunnenverlies des Trostes“, wodurch ihre zwischen Gottsuche und Lästerung oszillierenden Gedichte unter dem „weithin brennenden Abdankungshimmel der modernen Lyrik“ positiv herausragten¹¹. Wiederum anders akzentuiert Kurt Klinger, der in ihnen „einen zwanzig Jahre lang abgebeteten Rosenkranz von Todesanrufungen und Flüchen“ erkennen wollte, „unterbrochen von somnambulen Liebesgeständnissen und Hilfescreien, die immer bedrängender, immer belagernder an Gott gerichtet sind“¹².

Demgegenüber hat Lothar Jordan zu Recht darauf insistiert, man müsse Christine Lavants Gedichte „unter den Perspektiven des Buches Hiob, der Figur des Lazarus“ und Jesu Gebetsringen in Getsemani lesen, „der düsteren, das menschliche Leiden aufnehmenden Seiten der christlichen Überlieferung, auch der Verzweiflung am eigenen Glauben, um sie innerhalb der Traditionen geistlicher Dichtung richtig einzuordnen“¹³. In der Tat tritt uns in den Gebetsgedichten Christine Lavants die Hiobsklage einer gequälten Frau entgegen, die ihren abgründigen Schmerz, ihr unbegreifliches Leid zum Protest werden läßt *gegen Gott vor Gott*: „Vergiß dein Pfschwerk, Schöpfer!“ (Kwm 83), hadert sie mit ihm, den sie in ihrem entbehrungsreichen „Lazarus-Leben“ (Pf 60) als „Haftherr“ (Pf 24), ja, wie Hiob (Hi 30,21) als „Quäler“ (Kwm 56) erfuhr.

Man muß dabei allerdings in Rechnung stellen, daß diese Tradition biblischer Klagespiritualität durch jahrhundertelange kirchliche Frömmigkeitspraxis weitgehend verdrängt, entschärft, abgewertet und vergessen wurde¹⁴. Gerade daher rührt ja die emotionsgeladene Spannung, der Konflikt zwischen Auflehnung und Demut, zwischen Herausforderung, Rebellion und Unterwerfung, aus dem die Gebetgedichte Christine Lavants immer neue drastisch-schockierende Volten schlagen. Nur so sind ihre expressiven Wut-, Trotz- und Zornesausbrüche gegen eine kirchliche Gebets-, Lied- und Liturgietradition zu verstehen, die weithin nur noch demütige Hinnahme, fromme Ergebung, passives Dulden kannte. Zugleich reden nicht wenige Verse Christine Lavants der Demut, Unterwürfigkeit und dem Gehorsam das Wort! Wie darin ganz auf der Linie (kreuzes-)spiritueller Verinnerlichung menschlichen Leidens wiederholt um körperliche Züchtigungen und Verletzungen als Sühne und Buße gebeten wird – wie viel Schindluder hat man mit dem Kreuz, mit christlicher Kreuzesnachfolge getrieben! –, so brechen sich immer wieder leidenschaftlich Auflehnung und Empörung Bahn, das „Auferlegte“ gerade nicht klaglos hinzunehmen, den Schrei nicht einfach lautlos hinunterzuwürgen:

Ich will vom Leiden endlich alles wissen!
Zerschlag den Glassturz der Ergebenheit
und nimm den Schatten meines Engels fort.
Dort will ich hin, wo deine Hand verdorrt,
im Hirn der Irren, in die Grausamkeit
verkümmerter Herzen, die vom Zorn gebissen
sich selbst zerfetzen, um die tolle Wut
hineinzustreuen in das Blut der Welt. (Sp 155)

„Ach schreien, schreien ... und bellen dürfen bis die Sterne zittern!“ (B 95), formuliert Christine Lavant in einem ihrer Gedichte aus dem „zornigen Brunnen“, in dem noch immer das „Herz die Gnade Gottes loben“ will, obwohl das lyrische Ich wie ein verreckendes Wild zugrunde geht. Wenn in der Schlußstrophe das Gebet als Mark und Bein durchschneidendes Bellen empfunden wird, so liegt darin nicht nur

der anklagende Vorwurf gegen Gott, sondern zugleich die Verwünschung anerzogener und kirchlich anempfohlener Demut und Frömmigkeit. Unüberhörbar ist die Umkehrung von Jesu Getsemanibitte, der Leidenskelch möge ihm erspart bleiben (Lk 22, 42), in einem weiteren, zwischen Widerstand und Ergebung schwankenden Gebetsversuch, der denn auch weniger aus frommem Anheimstellen als vielmehr aus trotziger Vorwegnahme des „auferlegten“ Leidensschicksals erwächst¹⁵:

Her mit dem Kelch, ich trinke, was ich muß,
und meine Rechte stützt sich auf die Linke ...
Ich trink den Zorn und bohre meine Zehen
durchs linde Laub hinab zum scharfen Lauch ...
Ich weiß, ich brenne, ohne je bei dir
auch nur in Form des Weihrauchs anzukommen ...
Vom Himmelsrand neigt sich das Halbmond-Ohr
und täuscht mir Betenden Erhörung zu. (B 150)

Wie sehr in der Auseinandersetzung mit dem unerreichbar abweisend schweigenden Gott immer auch die mit dem „lauen“, von der radikalen Abgründigkeit Gottes, wie sie Christine Lavant durchlitt, unerschütterten Christentum im Blick ist, zeigt ein Gebetsgedicht, das dem vergemütligten „Himmel“ solch kirchlich-verbürgerlichter „Frommer“ eine entschiedene Abfuhr erteilt. Die Beterin sieht sich in diesem Text als tobenden Leichnam, der in Todessehnsucht Selbstmord begehen und zuvor noch diejenigen ermorden will, die den für sie unerfahrbaren Gott als billig-flachen „Trost“ erfanden:

Das war mein Leben, Gott, vergiß das nicht!
ich werde niemals wieder eines haben –
du kannst's verzögern, daß sie mich begraben
und daß mein Herz an diesem Kummer bricht;
doch seither bin und bleib ich eine Leiche.
Sag nicht, so viele hätten schon das gleiche
mit deiner Hilfe herrlich überstanden
und wären fromm und Heilige geworden.
Mein Leichnam tobt und will sich noch ermorden
und die dazu, die dich als Trost erfanden,
dort, wo du niemals wirklich wirksam bist.
An meinen Nerven zehrt ein Wolf und frißt –
bist das auch du? Und wühlt denn deine Hand
in meinem Häuflein glimmernden Verstands
so grob herum und hält mich überwach,
wenn alle schlafen? – Gott, sag das nicht nach,
sag keins der lauen Worte deiner Frommen!
Ich will ja nicht in ihren Himmel kommen!
Nur einmal noch – bevor sie mich begraben –
Laß mich im Traum ein Fünkeln Liebe haben. (B 133)

Kreuzzertretung! Wird Gott in bösen Stunden der Verzweiflung und der Qualen zum Wolf, der an den Nerven frißt, so wölbt sich im folgenden Textbeispiel über dem leidenden Ich, dem wie einer Hündin das Kreuz zertreten, das Rückgrat gebrochen wird, ganz ausdrücklich ein Himmel, in dem Gottvater wie ein Werwolf haust¹⁶. „Kreuzzertretung“ ist dieser vielbeachtete Schlüsseltext überschrieben, der absichtsvoll die schmerzhaft-qualvolle Tötung dieser Hündin mit der Kreuzigung Jesu überblendet:

Kreuzzertretung! – Eine Hündin heult
sieben Laute, ohne zu vergeben,
abgestiegen in die Hundehölle
wird ihr Schatten noch den Wurf verwerfen.

Oben bleibt der Vorhang ohne Riß,
nichts zerreißt um einer Hündin willen,
und der Herr – er ließ sich stellvertreten –
sitzt versponnen bei den ganz Vertrauten.

Auch die Toten durften nicht herauf!
Vater, Mutter, – keines war am Hügel,
und die Sonne hat sich bloß verfinstert
in zwei aufgebrochnen Augensternen.

Von der Erde bebte kaum ein Staub,
nur ein wenig sank die Stelle tiefer,
wo der Balg, dem man das Kreuz zertreten,
sich noch einmal nach dem Himmel bäumte.

Der Kadaver – da ihn niemand barg –
kraft der Schande ist er auferstanden,
um sich selbst in das Gewölb zu schleppen,
wo Gottvater wie ein Werwolf haust. (B 72)

Kreuzzertretung markiert zweifellos den Höhepunkt der Negativbezüge Christine Lavants auf die biblische Gottes(an)rede. Zeigt dieser Text doch wie kein anderer den Verlust der Heilsbedeutsamkeit christlichen Erlösungsglaubens, indem er die Passion Jesu radikal ins Gegenteil verkehrt: Die „sieben Laute“ der Hündin erinnern an die sieben Worte Jesu am Kreuz, insbesondere den heulenden Gebetschrei, mit dem Jesus stirbt (Mk 15, 34/Ps 22, 2). „Ohne zu vergeben“ – das steht im Gegensatz zu dem Wort des Gekreuzigten, mit dem Jesus seinen Mördern vergibt (Lk 23, 34). „Abgestiegen in die Hundehölle“ – die wörtliche Umwandlung der alten Fassung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses „abgestiegen zu der Hölle“, doch statt der dadurch ausgesagten Erlösung wird ihr Schatten noch den Wurf, d.h. ihre Geburt oder auch die ihrer Kinder verwerfen. Ohne daß wie beim Geschehen auf Golgata (Lk 23, 45) der Vorhang reißt, ohne Auferstehung der Toten, ohne Erd-

beben (Mt 27, 51 f.) kriecht die Hündin ohne auch nur bemerkt zu werden. Nichts rührt sich: Kalte Gleichgültigkeit umgibt die verendende Hündin. Und diese echo-lose Verlassenheit wird noch einmal gesteigert durch die Umkehrung der für die Bibel zentralen Deutung des Kreuzestodes Jesu als stellvertretendes Sühneleiden: Bei der Hündin läßt der Herr „sich stellvertreten“. Das klingt in der Tat zynisch wie eine feige Ausflucht oder gar Sorglosigkeit. „Versponnen“ sitzt er derweil „bei den ganz Vertrauten“, für die Hündin ist er nicht da, ja, die eigentlich Erlösungsbedürftigen gehen leer aus! Gerade im kontrastierenden Verweis auf die biblische Passion Christi ist „die Stelle leerer als eine, an der nie jemand war, denn einmal war sie liebevoll besetzt“¹⁷.

So wirkt der gewaltsame Tod der Hündin in der Sonnenfinsternis „zweier aufgebrochener Augensterne“ – Bild für die Leidenssituation der Autorin – noch grauenerhafter als das Leiden des Mannes aus Nazaret, das zudem ins Niedrige verzerrt erscheint: Statt von einem „Leichnam“ ist nur noch von einem „Kadaver“ die Rede. Gänzlich allein gelassen, unbestattet, erhebt er sich einzig kraft der Schande, nachdem „der Balg“ sich im Aufruhr der Schmerzen noch einmal nach dem Himmel aufbäumt. Kreuzzertretung!: Mit dem einschlagenden ersten Wort ist die symbolische Handlung gemeint, durch die sich einst die verfolgten Christen vorm Martyrium retten konnten. Mit der Zertretung des Erlösungszeichens sagten sie sich öffentlich von ihrem Gott los! Gerade so erhält dieser Aufschrei, Ausdruck der Empörung, der Klage, Anklage und des Gottesprotests, eine für christliche Ohren schrille Zweideutigkeit. Gott bleibt zwar der Adressat, dem das zum Himmel schreiende Leid geklagt wird. Als letzter Verursacher alles vernichtenden Geschehens aber gleicht er jetzt viel eher einem tödlich reißenden Werwolf als dem gütig-treuerorgenden Vatergott der Bibel.

Wer hat uns in diesen gärenden Krug gebracht?

Die gewohnte Vater-Anrede, zu der sich die Betende immer wieder flüchtet, muß auf dem Hintergrund dieser beunruhigend-aufstörenden Gottesverfinsternis jedoch bitter absurd klingen. Es überrascht daher kaum, wenn Christine Lavant die in der modernen Literatur seit Heinrich Heine nicht mehr zur Ruhe gekommene Hiobfrage und die ihr folgende Theodizee-Tradition noch einmal radikalisiert¹⁸:

Zieh den Mondkork endlich aus der Nacht!
Viel zu lange lebt der Geist im Glase
und das Elend bildet eine Blase,
wer hat uns in diesen Krug gebracht?

Wem zum Heiltrunk sind wir angesetzt?
Wilde Kräuter, keines ganz geheuer,

soviel Gift verbraucht nur ein Bereuer –
Vater-unser, ich bin ganz entsetzt.

Bist du der, der solche Gärung braucht,
meinst du wirklich, dieser Trunk wird munden?
Du – ich fürchte – deine Leidensstunden
finden uns am Ende ausgeraucht.

Zieh den Mondkork früher aus der Nacht!
Vom Verlangen wird der Saft zu bitter.
Ach! – nur Sprünge hat jetzt das Gewitter
in die Wölbung unsres Krugs gebracht.

Gelbe Sprünge, die von oben sich
rasch verschließen. – Stieg in deine Nase
eine Ahnung von der Pest im Glase?
Gelt, du fürchtest – wir vergiften dich! (Sp 146)

Heines abgründiger Verdacht angesichts des Heillos-Grauenhaften, ob am Ende Gott selber seinen schauerlich-grausamen Spaß mit der Schöpfung treibe¹⁹, diese zum biblischen Urgestein gehörende Frage nach dem Schöpfungs(un)sinn kehrt hier in einer surrealistisch anmutenden Nachtvision wieder. Erscheint doch die Welt wie ein verstöpselter, auswegloser Krug, dessen Bestandteile zur Gärung sich selbst überlassen sind. Aus dem Kruggefängnis wird eine Stimme laut, an einen jenseitig Angerufenen, an Gott gerichtet: Wer hat uns in diesen Krug gebracht? Wem zum Heiltrunk sind wir angesetzt? Ja, bist Du der, der solche Gärung braucht? Doch schon drängt sich der erschrocken, ja entsetzt Fragenden die Erkenntnis auf, daß dem Braumeister, was er in Gang gesetzt hat, längst unaufhaltsam und unumkehrbar entglitten ist.

Von der Ausdünstung seiner sich gegen ihre ursprüngliche Intention entwickeln- den Schöpfung wendet Gott die Nase ab, preßt von außen den berstenden Krug zusammen: Abermals verschieben sich die Züge des Vaters (wie bei Hiob und Heine) zu denen des Quälers, der den Schmerz des Menschen verlängert, weil – so die pointierte Zuspitzung Christine Lavants – die erhoffte Katastrophe auch die seine wäre. Bereuen muß nun bei Gott vermutet werden: muß doch offensichtlich *er* sich vor den brodelnden Kräften seiner Kreatur fürchten, wie ihm das lyrische Ich in augenzwinkernder Vertraulichkeit zu verstehen gibt.

Gegen alle Verharmlosung, Beschwichtigung und Selbstberuhigung durch eine unbiblisch um die Gottesrebellion halbierte Frömmigkeit stellen Christine Lavants lyrische Gottesprovokationen in immer neuen Anläufen leid-, schmerz- und theodizeeempfindlich Gottes Gerechtigkeit von dem ihr vorenthaltenen Lebensglück her in Frage. Gerade in der unauswechselbaren Subjektivität und Authentizität ihrer Läster-, Verzweiflungs- und Trotzgebete steht die Kärntner Lyrikerin denn auch den rebellischen Klage- und Anklagetraditionen der Hebräischen Bibel näher, als

deren kirchlich-liturgisch entschärfte Rezeption glauben macht, die solch beunruhigend-ungetröstete Gottesrede weithin tabuisierte, ja, verteuflte:

Solchen gibt man für Zärtlichkeit Saures
zeigt ihnen was eine Harke
und fährt gelegentlich Schlitten
mit ihren aufbrennenden Herzen.

Ist dies ganz gerecht Herrgott, Vater, he?
Denk darüber nach, denk urgründlich nach!
Wann hat diese grausame Teilung begonnen
wann Wohlgefallen und Abscheu?

Wie scheu – Gottverdammich! – ward ich geboren
von meiner verzweifelt mutigen Mutter
jetzt freilich geißelt mein Augenpaar
Vertrauen Hoffnung und Liebe.

Wann, glaubst du, schlägt ein verzweifelter Kind
zum ersten Mal wohl seine Fingernägel
in jedes Gebet das den Schutzengel preist
und füttert damit alle Teufel?²⁰

ANMERKUNGEN

¹ G. Kranz, Lexikon der christlichen Weltliteratur (Freiburg 1978) 153.

² Zitiert wird Ch. Lavant, Die Bettlerschale (Salzburg 1956) (B); Spindel im Mond (Salzburg 1995) (Sp); Der Pfauenschrei (Salzburg 1962) (Pf); Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben. Nachgelassene u. verstreut veröffentlichte Gedichte, Prosa, Briefe, hg. v. A. Wigotschnig u. J. Strutz (Salzburg 1978) (Kwm); Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus, hg. v. A. Steinsiek u. U. A. Schneider (Salzburg 2001) (AI). Grundlageninformationen: W. Nehring, Christine Lavant, in: Die deutsche Lyrik 1945–1975, hg. v. K. Weissenberger (Düsseldorf 1981) 119–130; Über Christine Lavant. Leseerfahrungen, Interpretationen, Selbstdeutungen, hg. v. G. Lübke-Grothues (Salzburg 1984); Die Bilderschrift Christine Lavants, hg. v. A. Rußegger u. J. Strutz (Salzburg 1995); dies., Profile einer Dichterin (Salzburg 1999); W. Wiesmüller, Christine Lavant, in: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, hg. v. H. L. Arnold (Göttingen 2001).

³ C. Hell u. W. Wiesmüller, Die Psalmen – Rezeption biblischer Lyrik in Gedichten, in: Die Bibel in der Literatur des 20. Jahrhunderts, hg. v. H. Schmidinger, Bd. 1 (Mainz 1999) 158–204, 194–200. Eingehend W. Wiesmüller, Zur Adaptierung der Bibel in den Gedichten Christine Lavants, in: Die Bibel im Verständnis der Gegenwartsliteratur, hg. v. J. Holzner u. U. Zeilinger (St. Pölten 1988) 71–88.

⁴ Vgl. dazu C. Ensberg, Ästhetische Irritation religiöser Weltdeutung in Werken sogenannter „christlicher Dichter“, in: Ästhetische u. religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwenden, hg. v. W. Braungart u. M. Koch, Bd. 3 (Paderborn 2000) 75–79.

⁵ Vgl. U. A. Schneider u. A. Steinsiek, Christl Thonhauser wird Christine Lavant. Entschlüsse u. Hindernisse auf dem Weg zur Buchautorin, in: Erfahrung nach dem Krieg. Autorinnen im Literaturbetrieb 1945–1950 BRD, DDR, Österreich, Schweiz, hg. v. Ch. Caemmerer u. a. (Frankfurt 2002) 175–201.

⁶ E. Röhr, Das Leiden leid. Christine Lavant, in: WahnsinnsFrauen, hg. v. S. Duda u. L. F. Pusch, Bd. 3 (Frankfurt 1999) 172–200, 177.

- ⁷ Ch. Lavant, Erinnerung an ein Abendgebet (Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck, Nachlaß Ingeborg Teufelbach. Abdruck mit freundlicher Genehmigung).
- ⁸ W. Ross, Abenteuer u. Alptraum des Glaubens. Die Gedichte der Kärntner Bäuerin Christine Lavant, in: *Die Zeit*, 1. 2. 1963.
- ⁹ Ch. Lavant, Gedichte, hg. v. Th. Bernhard (Frankfurt 1987) 91; vgl. H. Höller, Thomas Bernhard (Reinbek 1993) 62–67.
- ¹⁰ Vgl. K. Fleischmann, Mystisches u. Magisches bei Christine Lavant. Versuch einer Deutung der Sammlung „Die Bettlerschale“, in: *Literatur und Kritik* (1976) 524–541.
- ¹¹ Zit. n. W. Wiesmüller, „Ein Morgenlicht, wenn wir wollen!“ Das Lavant-Bild Ludwig von Fickers u. die christliche Rezeption der Dichterin, in: *Die Bilderschrift Christine Lavants* (A. 2) 149–177, 165.
- ¹² K. Klinger, Der Rosenkranz der Flüche: Christine Lavant, in: *Literatur und Kritik* (1975) 84ff.
- ¹³ L. Jordan, Zur literaturgeschichtlichen Situierung Christine Lavants zwischen geistlicher Dichtung u. moderner Lyrik, in: *Die Bilderschrift Christine Lavants* (A. 2) 66–86, 82; vgl. G. Lübke-Grothues, Gebetsgedichte von Christine Lavant, in: *Fidibus* 13 (1983) 14–26.
- ¹⁴ Vgl. O. Fuchs, Klage. Eine vergessene Gebetsform, in: *Im Angesicht des Todes. Ein interdisziplinäres Kompendium*, hg. v. H. Becker u. a. (St. Ottilien 1987) 939–1024; *Angesichts des Leids an Gott glauben? Zur Theologie der Klage*, hg. v. G. Fuchs (Frankfurt 1996).
- ¹⁵ Vgl. W. Lübke, Fromm oder unfrohm? Zur religiösen Lyrik Christine Lavants, in: *Über Christine Lavant* (A. 2) 91–102.
- ¹⁶ Zur Interpretation: G. Bachl, Kreuzzertretung. Zu einem Gedicht von Christine Lavant, in: *Die Wahrheit der Kunst. Wider die Banalität*, hg. v. M. Leisch-Kiesel u. Enrico Savio (FS G. Rombold, Stuttgart 1989) 88–95; Cl. Sedmak, Das Messianische, in: *Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts* (A. 3) 403–432, 410f.
- ¹⁷ Bachl (A. 16) 91.
- ¹⁸ Vgl. G. Lübke-Grothues, Christine Lavant, in: *Deutsche Dichter der Gegenwart*, hg. v. B. von Wiese (Berlin 1973) 369–383, 372ff.; Lübke (A. 15) 92ff.
- ¹⁹ Vgl. K.-J. Kuschel, Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe (Düsseldorf 2002) bes. 244–283.
- ²⁰ Ch. Lavant, Und jeder Himmel schaut verschlossen zu (Wien 1991) 65.